Tempel, ich ging nur noch auf Zehen die Treppe hinauf, ich tastete leise über das Treppengeländer, das jene braune Hand gestreift hatte. Ich zog mit trunkenen Atemzügen den Geruch des fremden Haares ein, der über der Treppe schwebte. Ich schlich in den Garten, um von der Rückseite des Hauses vielleicht das Gesicht aus fernem Erdteil für eine Sekunde zu erspähen. Dabei war ich versucht, scheu zur Seite ins Gebüsch zu sehen, ob nicht plötzlich ein Tiger hervorducke.

Ich stand manchmal eine Stunde vor ihrer Tür mit Herzklopfen und hörte sie mit den Kindern ihre Sprache reden. Ich träumte von Freundschaft, ja von heimlicher Liebe zwischen uns. Ich hielt Hände und Gesicht in die Sonne, um sie zu bräunen, denn ich schämte mich, daß sie so nordisch weiß waren. Ich versuchte, aus einem kleinen Buch, das ich bei meinem Schwager fand, ein paar Worte Hindostanisch zu lernen, konnte Guten Tag und Gute Nacht sagen, sechs Worte vom Wetter sprechen, Briefmarken kaufen, im Hotel nach einem Zimmer fragen.

Aber ich kam nicht dazu, meine Kenntnisse anzubringen. Denn wenn ich an der unhörbar schwebenden Gestalt vorbeiging, wagte ich nicht einmal einen Blick in das ersehnte Gesicht zu tun, geschweige den Mund zu einem kameradschaftlichen Lachen zu zwingen und meinen hindostanischen Gruß aus den Zähnen zu bringen.

Die Aja führte die Kinder jeden Morgen in einem tiefen englischen Wagen spazieren. Ich blieb zwei Tage aus der Schule, um von weitem heimlich hinter ihr herzugehen. Wie eine exotische Blume wandelte sie zwischen den nüchternen Häusern Europas. Blieb sie stehen, schien sie angewachsen. Gelb und weiß gestreift war ihre lose Jacke, hellblau ihr Rock. Der Wind griff in ihre Jacke mehr als in die Kleider der ortsansässigen Frauen, so daß sie wie unter einem besonderen Wind ging, dem Wind ihrer Heimat.

Die ersten Tage war sie stolz, daß sie von den Leuten unterwegs angestaunt wurde. Aber bald wollte sie nicht mehr vor die Tür, allzu viele Kinder trappelten hinter ihr her.

Sie blieb im Garten, pflegte die Kinder, huschte über die Treppen, sah niemanden im Hause an, so daß man wirklich dachte, wir seien alle verzaubert und für sie unsichtbar. So unsichtbar, daß ich manchmal an mir hinabsah, ja mich befühlte, um mich meiner Wirklichkeit zu vergewissern.

Sie hantierte, kaum zu hören, in der Küche. Daß und wann die anderen Menschen im Hause essen mußten, war ihr gleichgültig. Für sie gab es im Hause nur ihre beiden Kinder, die alles zur Minute haben mußten: Nahrung, Bad, Schlaf.

Ihre beiden Kinder! Ja, es waren längst ihre eigenen Kinder geworden. Sie sah auch die Eltern nicht mehr an. Sie hörte Befehle nicht, sie waltete in Küche und Schlafzimmer nach ihrem Belieben. Sie saß im Garten oder, bei Regen, im Zimmer und sang den Kindern die fremden Lieder vor.

Wir standen hinter Büschen oder dicht mit dem Ohr an der Tür, um diesen rätselhaften Gesang zu hören.

Wenn meine Schwester einmal ins Zimmer trat, um selbst die Kinder für eine halbe Stunde an sich zu nehmen, fauchte sie wie ein Tiger in den Dschungeln. Wir standen in der Tür, man sah ihren Atem fast aus dem Mund zischen. Sie hielt die Kinder in den Armen fest. Bald durfte meine Schwester ihren eigenen Kindern nicht einmal mehr Gute Nacht sagen. Ja, die Kinder schrien, wenn ihre Mutter oder ihr Vater erschienen.

Immer mehr wurde die Aja zum Tier. Sie verließ kaum noch das Zimmer. War sie einmal davon entfernt und hörte einen Schritt auf der Treppe, gleich stürzte sie mit Tigersprüngen zu den Kindern zurück.

Wir sahen durchs Schlüsselloch. Sie schien eher einer zärtlichen Affenmutter ähnlich, die ihre Kleinen wiegt. Wenn sie einen Nachmittag in Ruhe gelassen wurde, hörte man sie mit den Kindern lachen. Es war mehr wie ein Gurren und

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id35821643S-19270900/56 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG UNIVERSITÄT ERFURT